



Hari Kunzru

Blue Ruin

Roman

Aus dem Englischen übersetzt von
Nicolai von Schweder-Schreiner

liebeskind

TROTZ DER MASKE ERKANNTEN SIE SIE SOFORT. Sie stand auf der Veranda am Ende der Einfahrt, das Gewicht auf einem Fuß, das andere Bein entspannt, die linke Hand um das rechte Handgelenk gelegt, sodass Finger und Daumen quasi eine Handschelle bildeten, eine unverwechselbare Geste, wegen der ich sie manchmal aufgezogen hatte, weil sie dabei aussah, als wollte sie sich selbst an die Polizei ausliefern. Ihre Haare waren immer noch lang und zu einem unordentlichen Dutt hochgesteckt. Sie trug Flip-Flops und abgeschnittene Jeans, ein verblichenes Band-T-Shirt, Gesichtsschutz und blaue OP-Handschuhe. Ihre Arme und Beine waren glatt und gebräunt.

Das Haus selbst war nicht protzig, zumindest verglichen mit anderen Villen, die man von der Straße aus sehen konnte, aber gerade diese Bescheidenheit deutete auf ungeheuren Luxus hin. Vom Tor führte die Auffahrt fast eine Meile durch den Wald bis zu einem Hügel mit Blick auf einen glitzernden See. Das Anwesen war unerwartet groß, wie eine Miniaturwelt, die sich in jeder Richtung bis zum Horizont zu erstrecken schien. Mittendrin stand weder das Schloss eines Raubritters noch eine dieser Hedgefonds-Absurditäten, die es in diesem Teil von Upstate New York zuhauf gab, sondern ein zweistöckiges Holzhaus mit spitzen Giebeln, verkleidet mit geschwärzten Zedernschindeln. Über der Tür wuchs eine blaue Glyzinie. Darunter stand Alice.

Ich hatte Alice seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Es hatte keinen Brief und keinen Abschied gegeben. Eben lebten wir noch zusammen in der stickigen Londoner Wohnung ihrer Tante, und plötzlich war sie von einem Tag auf den anderen verschwunden, und ich durfte die Scherben auf sammeln. Ihr jetzt nach so langer Zeit zu begegnen war ein Schock für mich, ein Schlag, den ich am ganzen Körper spürte. Mir war sowieso schon schwindelig. Die Tüten aus dem Kofferraum zu heben, kostete mich enorme Kraft. Als mir klar wurde, dass es wirklich Alice war, musste ich erst mal stehen bleiben und mich abstützen. In den zwanzig braunen Papiertüten waren Lebensmittel, jede einzelne war mit einem Codewort bedruckt, damit ich wusste, zu welcher Bestellung sie gehörten. Die Codewörter wurden nach dem Zufallsprinzip aus einem Wörterbuch ausgesucht und waren einer der wenigen interessanten Aspekte meines Jobs. Ich achtete jedes Mal darauf, manchmal notierte ich sie mir sogar. Früher hätte ich wahrscheinlich Kunst daraus gemacht.

Ich ging davon aus, dass Alice gleich wieder ins Haus gehen würde. Das taten die meisten Kunden. Sie wollten einem nicht zu nahe kommen. Einmal lautete eines der Codewörter ÜBERTRÄGER. Ich konnte es ihnen nicht verübeln. Niemand wusste irgendetwas. Wir wurden beherrscht von Angst und Fehlinformationen. Ich konnte allerdings auch nicht behaupten, dass es mir nichts ausgemacht hätte, wenn sie mir die Tür vor der Nase zuschlugen, die angespannten Gesichter, wenn sie einem durch die geschlossenen Fenster Anweisungen gaben. Es war nicht schön, ständig als Bedrohung angesehen zu werden.

Es machte einen mürrischen Eindruck. Ich ertappte mich dabei, einseitige, geflüsterte Diskussionen mit den Leuten zu führen. *Glaubst du, ich steh gern hier draußen?* Aber Alice blieb. Sie stand auf der Veranda, umklammerte ihr Handgelenk und beobachtete mich.

Jahre zuvor hatte ich einen Pakt mit mir geschlossen. Dazu gehörte, dass, egal womit ich mich über Wasser hielt, ich mich nicht erniedrigen lassen würde. Wenn die Leute ein bestimmtes Bild von mir hatten, weil ich Toiletten putzte oder Müll aufsammelte, dann war das ihre Sache, nicht meine. Aber es fiel mir tatsächlich nicht leicht, mich mit Alices Augen zu sehen, einen Mann mittleren Alters mit schmutziger OP-Maske, der ihre Einkäufe aus dem Kofferraum einer alten Karre hob und jetzt auf sie zuhinkte.

Während ich die ersten Tüten vor der Tür absetzte, wich ich ihrem Blick aus. Auf einmal fühlte ich mich zurückverwandelt in den Menschen, für den ich mich schon längst nicht mehr hielt. Zehn Minuten zuvor hätte ich behauptet, mich kaum noch an die Zeit mit Alice zu erinnern, jedenfalls nicht im Detail. Wie es sich anfühlte, mit ihr zusammen zu sein, was wir alles erlebt hatten. Ich hätte zugegeben, ab und zu an sie zu denken, aber auch gesagt – und das wäre die Wahrheit gewesen –, dass ich mich nur undeutlich erinnerte und kein spezielles Gefühl damit verband, höchstens vielleicht so etwas wie Scham. Wir waren sehr jung. Wir hatten uns beide nicht richtig verhalten. Damals fühlte die Trennung sich an, als würde sie eine bleibende Narbe hinterlassen, was vielleicht auch stimmte, auf jeden Fall hatte sie die Monate oder sogar Jahre danach geprägt. Aber so war das nun mal im Leben. Man verlor im-

mer wieder Menschen. Alice fiel da kaum noch ins Gewicht. Hätte ich behauptet.

Ich ging zurück zum Auto und versuchte, mir im Klaren darüber zu werden, was hier los war, wie diese Frau sich plötzlich wie eine Jalousie vor meine Erinnerungen legen konnte. Zwanzig Jahre später war aus der dünnen Kettenraucherin von früher die Herrin über eine Art Märchenreich geworden. Mir zitterten die Knie. Ich hatte Mühe zu atmen. Zweimal würde ich noch laufen müssen. Zwei weitere Gelegenheiten für sie, mich zu erkennen. Sie hatte mehrere Kisten Wasser bestellt, die mir jetzt ungewöhnlich schwer vorkamen. Ich stolperte, verzog vor Schmerz das Gesicht und war froh, dass sie es unter der Maske nicht sehen konnte.

»Jay?«

Ich wollte nur noch, dass der Moment vorbeiging. Einfach wegfahren und nicht mehr an sie denken. Es gibt kurze Begebenheiten, die unser Leben berühren, so flüchtig, dass wir uns hinterher fragen, ob sie überhaupt passiert sind. HIRNGESPINNST war auch mal ein Codewort gewesen.

»Jay?«

Natürlich hatte ich mich verändert. Ich wog mehr als mit fünfundzwanzig. Mein Bart wurde langsam weiß, und die Augen sanken in ihre Höhlen wie Kieselsteine in einen Brunnen. Ich hatte jahrelang mit den Händen gearbeitet, oftmals in der Sonne, und wenn ich irgendwo mein Spiegelbild sah, dachte ich an guten Tagen an ein Stück Treibholz. Knorrig, geschliffen von Sand und Wasser, aber zumindest glatt und sauber. Sauberkeit war mir immer wichtig gewesen. So ziemlich das Schlimmste an meinem

Wiedersehen mit Alice war die Tatsache, dass ich seit Tagen nicht geduscht hatte. Ich war mir meines Geruchs bewusst und schämte mich deswegen. Der Angstschweiß des Prekariats. Der Geruch nach Krankheit und Tankstelenessen.

»Jay, bist du das?«

Was hatte ich für eine Wahl? Es kostete mich einige Willenskraft, mich umzudrehen und ihr ins Gesicht zu blicken. Ich fühlte mich, als würde man mir mit der Zunge die Seele aus dem Körper ziehen und sie vor ihr ausbreiten. Sieh mich an, Alice. Eine zerfetzte Membran. Ein schmutziger Fetzen Ektoplasma, der nichts von nichts trennt.

»Hallo Alice.«

Das war alles. Zwei Silben, ein Name. Unsere Freunde hatten unsere Namen immer aneinandergehängt. Jayun-alice. Aliceunjay. Erst konnte ich ihr nicht in die Augen sehen, ich wollte mir das Mitleid, vielleicht auch die Abscheu in ihrem Blick ersparen. Als ich es dann doch tat, spürte ich eine Intensität, auf die ich nicht vorbereitet war. Ich sah mich nicht nur *durch* sie mit meinen Schwächen konfrontiert, einem Problem aus der Vergangenheit, sondern auch *mit* ihr selbst, einem anderen Menschen, der nichts mit mir zu tun hatte, den ich nicht begriff. Alice war plötzlich da, vollkommen präsent, in einem Maße, dass es mich umhaupte, wie ein Sturzbach, ein Sternenstrom. Sie sagte noch etwas, das ich nicht mitbekam, weil ich auf dem Boden lag, nach Luft schnappte und mir Kies in die rechte Wange und in die Handflächen drückte. Während mir das Herz bis zum Hals schlug, blickte ich auf eine Landschaft, die aus dieser Perspektive aussah wie die Oberfläche des Mars.

ALS ICH JUNG WAR, dachte ich selten über meinen Körper nach. Er fiel mir nur auf, wenn er nicht tat, was ich wollte. Normalerweise trug er mich gehorsam durch Menschenmengen und Partys, über Hügel und Zäune, unter Wasser, an Strände, in Betten, Zelte, Clubs und Toilettenkabinen, in andere Körper. Wie die meisten körperlich fitten jungen Männer hob und schleppte ich, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, es irgendwann nicht mehr zu können oder mich zumindest länger davon erholen zu müssen.

Zur Liste meiner Narben gehörte unter anderem ein hässlicher roter Striemen an der Wade, den ich mir zuzog, als ich beim Aussteigen aus einem Pritschenwagen mit einer Art handgeschweißtem angeschraubtem Rahmen ausrutschte und mich an einem scharfen Metallstück schnitt. Von der Küchenarbeit hatte ich Verbrennungen an den Unterarmen, und der linke große Zeh hatte keinen Nagel mehr, seit mir auf einer Baustelle das Ende eines Stahlträgers draufgefallen war. An meinem rechten Zeigefinger war eine weiße L-förmige Linie, Überbleibsel eines Unfalls mit einem Glaskrug, ebenfalls in einer Restaurantküche. Auf Booten hatte ich mir ein paarmal den Kopf angeschlagen und mir an Seilen und Leinen die Hände aufgeschnitten. Als mir beim Reinigen eines Industriespeichertanks die Maske runterfiel, atmete ich giftige Dämpfe ein. Nie-

mand konnte mir sagen, was genau darin gewesen war, aber ich hatte Blut gehustet, und meine Lunge war seitdem nicht mehr dieselbe. Ich hatte oft Schmerzen, konnte aber nur selten zum Arzt gehen, und wie viele andere Menschen auch kam ich irgendwie zurecht. Meine Knie waren das Einzige, was mir zu schaffen machte. Im Winter hatte ich mal als Packer in einem Lagerhaus gearbeitet. Die Knie taten mir weh, aber ich konnte es mir nicht leisten, eine Pause zu machen. Mit jeder Schicht wurde es schlimmer, und am Ende wurde ich sowieso gefeuert, weil ich nur noch von Gang zu Gang humpelte.

Alice stand über mir und sah mich besorgt an, die Augen weit aufgerissen über der blassblauen Maske. Von unten betrachtet, wirkte sie gleichzeitig riesig und unwirklich. Die Sonne stand hinter ihr und verlieh ihr eine weiche, goldene Aura, obwohl das auch am Fieber liegen konnte. Sie strahlte eine Gesundheit aus, die durch Yoga, Massagen, frisch gepresste Säfte und Geld entstand. Es gab eine Zeit, da hatten unsere Körper praktisch aneinandergeklebt. Sie hatten zusammengehört, zueinandergepasst. Hätte uns in diesem Moment jemand gesehen, wäre jemand Zeuge dieser sentimentalen Szene geworden – die Lady vor dem kleinen Haus mit der weißen Veranda und den vielen blauen Blumen, die sich über den am Boden liegenden Bettler beugt –, der Unterschied hätte nicht offensichtlicher sein können. Ein anspruchsvolles Work-out ist, rein körperlich gesehen, nicht dasselbe, wie jeden Tag fünfzehn Kilometer mit einem Barcode-Leser über Hartboden zu stampfen.

Sie streckte instinktiv die Hand aus, zögerte dann aber. Als ich versuchte, mich ohne ihre Hilfe aufzusetzen, und

sie sich bückte, um mich zu stützen, waren unsere Gesichter für einen kurzen Moment nur wenige Zentimeter voneinander entfernt. Sie wich zurück.

»Sorry«, sagte sie. »Ich meine, bist du krank?«

»Nicht mehr.«

»Ich darf mich auf keinen Fall anstecken.«

»Keine Sorge. Ich bin nicht ansteckend.«

»Woher weißt du das?«

»Ich hab mich getestet. Du brauchst keine Angst haben.«

Zwei Monate waren vergangen seit dem Morgen, als ich merkte, dass die Empanada, die ich gerade auf dem Bahnsteig gekauft hatte, nach nichts schmeckte. Manche Menschen spürten die Krankheit kaum, aber mich hatte sie komplett umgehauen. Zehn Tage lang war ich kaum aus dem Bett gekommen, lag auf dem Bauch und versuchte, Luft in meine Lungen zu kriegen. Ein paar Symptome hatten sich hartnäckig gehalten. Ich war wie benebelt. Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren. Ich begab mich auf verworrene Gedankenreisen, was zum Beispiel das Autofahren anstrengend und gefährlich machte. Vor allem aber war ich hundemüde und völlig kraftlos, wie eine Marionette, der man die Fäden abgeschnitten hatte.

Ich ließ mich auf die Stufen vor der Veranda fallen und gab ihr ein Zeichen, Abstand zu halten. »Ich muss die Maske abnehmen. Bleib lieber ...«

Sie trat einen Schritt zurück. Ich machte die Bänder los und wischte mir mit einem Taschentuch Augen und Mund ab. Ihr mein Gesicht zu zeigen fühlte sich unangenehm intim an, als wäre ich nackt. Sie wandte den Blick ab.

»Du bist es wirklich, Jay. Ich hätte nicht gedacht, dass ich dich ... ich meine, ich wusste ja nicht mal, ob du ...«

Sie verstummte.

Als ich Alice kennenlernte, war ihr französischer Akzent überlagert von einem leichten Ostlondoner Tonfall. Nachdem wir etwa ein Jahr zusammen waren, ließ sie das weg und nannte Leute »fam«. Nichts davon war mehr da. Das Französisch hörte ich noch durch, vielleicht auch den vietnamesischen Singsang ihrer Mutter, alles andere war glatt gebügelt. Sie klang international, kaum zu verorten. Ich war verwirrt. Es erschien mir unlogisch, hatte ich mich womöglich geirrt? War das wirklich Alice? Oder war die Frau hier eine Doppelgängerin und Betrügerin? Ich wollte etwas sagen, bekam aber immer noch nicht richtig Luft.

»Willst du ein Wasser?«

Ich nickte.

»Ich hol dir eins.«

Sie ging ins Haus. Ich sank auf die Treppe zurück und fragte mich, was mit mir los war. Ich fühlte mich, als hätte mir jemand einen Haufen nasse Schwämme in die Brust gestopft. Die Umgebung war fast zu schön, das Pfefferkuchenhaus, der See, der durch die Bäume glitzerte. Wo war ich? Wo war ich in Wirklichkeit? Ich überlegte, was zu tun war. Eigentlich hätte ich mich dringend hinlegen müssen, aber ich hatte erst einen Teil meiner Tour absolviert und noch mehrere Lieferungen vor mir. Im Moment wusste ich nicht, wie ich aufstehen und zum Auto hätte gehen sollen, geschweige denn irgendwo hinfahren.

Ich hatte diverse Extremsituationen erlebt, hatte Kälte und Hunger erlitten, mehrmals, aus welchen Gründen

auch immer, fast aufgegeben, früher oder später aber doch immer letzte Kraftreserven mobilisieren können. Ich versuchte mich aufzurichten, weg von diesem einlullenden Ort zu kommen, zurück in die Realität, meine Realität, meine eigentliche Welt. Aber ich war erschöpft und spürte, wie ich weich wurde. Am liebsten wäre ich dort auf den Stufen sitzen geblieben, bis die Erde mich verschluckte und ich endlich loslassen konnte.

»Hier, bitte.«

Ich nahm die kleine blaue Glasflasche und riss den Verschluss auf. Sie entfernte sich ein Stück und sah mir beim Trinken zu. Das Wasser strömte wie ein Elixier durch meinen Körper. Vielleicht bin ich tot, dachte ich, und Alice ist hier, um mich übers Wasser auf die andere Seite zu bringen. Ich war bereit zu kämpfen. Was immer es war, dieser trügerische Strudel aus Luft und Sonnenlicht, ich würde mich nicht hineinziehen lassen.

Wenn ich mich eine Stunde lang ausruhen könnte, mich eine halbe Stunde ins Auto legen, vielleicht könnte ich meine Tour dann zu Ende bringen. Ein paar Kilometer weiter war ein Walmart mit großem Parkplatz und einer Reihe von Müllcontainern, hinter denen man vor den Überwachungskameras geschützt war. Ich hatte schon mal dort gestanden, um zu schlafen, würde es jetzt aber kaum bis dahin schaffen. Entweder musste ich Alice bitten, einen Krankenwagen zu rufen oder mich hier auf dem Grundstück parken zu lassen, zumindest für ein paar Stunden. Ich wollte keinen Krankenwagen rufen. Ich würde mich erklären müssen, mich Alices Gnade ausliefern, und ich wusste nicht wirklich, wo ich anfangen sollte. Es war

zu viel passiert. Es war zu kompliziert. Ich war es nicht mehr gewohnt zu reden. Ich war überfordert.

Fang ein Gespräch an. Sag, was man so sagt.

Als ich fragte, ob sie schon lange hier wohnte, lachte sie. »Um Gottes willen, nein. Das Haus gehört Bekannten. Wir mussten unbedingt aus der Stadt raus.«

Ich musste nicht fragen, wen sie mit »wir« meinte. Sie las mir die Frage aus dem Gesicht ab.

»Rob. Wir sind noch zusammen.«

Dann erklärte sie mir, dass noch ein anderes Paar dort wohnte, und dass Rob mit ihnen spazieren sei, aber ich hörte schon nicht mehr zu. *Sie waren noch zusammen.* Ich war immer davon ausgegangen, dass Alices Beziehung mit Robert nur Mittel zum Zweck gewesen war, ein Vorwand, um von mir wegzukommen. Mich für meinen besten Freund zu verlassen, war, so redete ich mir ein, eine Politik der verbrannten Erde, paradoxerweise ein Zeichen dafür, wie ernst es mit uns gewesen war. Ich war wahnsinnig wütend darüber gewesen, allerdings mehr auf Rob als auf sie. Ich hatte ihm vertraut. Ich dachte, er respektierte mich. Ich hatte die beiden einander nähergebracht – mir war durchaus klar, was ich alles falsch gemacht hatte –, und vielleicht war mein Wunsch, dass sie sich mögen, naiv gewesen, aber als dann etwas zwischen ihnen lief, hätte er den Mut haben müssen, es mir ins Gesicht zu sagen.

Schon in den Wochen nachdem sie verschwunden waren, als ich praktisch am Ende war, wurde mir klar, dass ich Alice nicht glücklich gemacht hatte, und das gab mir die Möglichkeit, ihr nach und nach zu verzeihen. Ich hätte mich auch verlassen, ich war keine angenehme Gesell-

schaft. Ich hatte immer angenommen, dass Alice, sobald sie sich aus diesem seltsamen Netz befreit hatte, das wir um uns gesponnen hatten, Rob verlassen und sich jemand anderen suchen würde. Ich stellte sie mir gern in einer Art abstrakter Freiheit vor, in einem Leben, von dem ich nichts wusste. Dadurch wurde sie für mich zu jemandem, der einfach verschwunden, im Nebel der Zeit verloren gegangen war. Stattdessen erfuhr ich, dass Rob und sie noch ein Paar waren, dass ihrer beider Leben noch mit unserer gemeinsamen Vergangenheit verbunden war, damit, wer wir gewesen waren und was wir zusammen erlebt hatten. Eine schmerzhaftes Erkenntnis. In meiner Selbstgefälligkeit hatte ich immer geglaubt, alles würde sich um mich drehen, tatsächlich war ich nur eine Randfigur in Alices und Robs Geschichte, jemand, der, wenn überhaupt, erwähnt würde (»Sie war damals mit so einem schlimmen Typen zusammen«), wenn andere Paare fragten, wie sie zusammengekommen waren.

»Ihr habt also geheiratet.«

»Ja.«

Es folgte eine längere, unangenehme Pause.

»Habt ihr Kinder?«

»Nur eins. Sophie. Sie ist fünfzehn. Sie ist bei ihren Cousinen in Paris.«

»Fünfzehn. Dann hast du sie ja ziemlich schnell bekommen, nachdem ...«

»Ja.«

»Und deine Schwester hat auch Kinder.«

»Vier.« Sie zuckte mit den Schultern. »Da drüben sind die Familien gern mal etwas größer.«

»Ich kann sie mir gar nicht ...«

»Carine.«

»Stimmt, Carine. Also, als Mutter vorstellen.«

»Sie hat sich ziemlich gemacht. Die Leute gratulieren ihr auf der Straße, dass sie ihre katholische Pflicht erfüllt.«

Alices ältere Schwester hatte damals in einer Investmentbank gearbeitet. Alice hatte sie immer als getrieben und karrieregeil beschrieben. Sie würde bis in die Puppen arbeiten, mit den Jungs Kurze kippen und sich regelmäßig irgendwelchen körperlichen Herausforderungen wie Marathons und Iron Man stellen. Dass sie jetzt ihre Herde durch Faubourg Saint-Germain führte, war eine merkwürdige Vorstellung.

Das Gespräch ermüdete mich, so lange hatte ich seit Wochen mit niemandem mehr geredet. Aber mir war klar, dass ich nicht wieder in Schweigen verfallen durfte.

»Muss hart sein, so lange von deiner Tochter getrennt zu sein.«

»Schön ist es nicht. Sie ist jetzt schon fast drei Monate weg. Die Reisebeschränkungen haben uns kalt erwischt. Und, na ja, dann schien es uns sicherer, wenn sie einfach dableibt.«

»Das ist eine lange Zeit.«

»In Frankreich sind die Zahlen sehr niedrig. Und Rob und ich müssen ein paar Dinge klären. Insofern ganz gut, dass sie nicht hier ist.«

Ich konnte Alices Mund hinter der Maske zwar nicht sehen, aber ich wusste, dass sie die Lippen zusammenkniff. Die Situation war vertrackt, und sie würde noch schlimmer werden, wenn Rob zurückkam. Das Schweigen zog

sich hin. Ich versuchte, Luft zu holen, ohne dass es zu angestrengt wirkte.

»Es ist so lange her«, sagte Alice überflüssigerweise.

Ich nickte und dachte an Rob. Ich fragte mich, ob er seine großspurigen Ambitionen als junger Maler hatte verwirklichen können. Allem Anschein nach ja.

»Was ist mit dir? Wohnst du hier in der Nähe?«

Ihre Stimme klang jetzt heller, fast schrill. Cocktailparty-Geplauder. Ich wusste nicht, was ich antworten sollte.
»Nicht weit.«

»Hast du Kinder?«

»Nein.«

»Wolltest du keine?«

»Hat sich einfach nicht ergeben.«

Dann sagte sie es noch mal: »Jay, es ist so lange her.«

Sie wurde unsicher, suchte vergeblich nach Worten. Sie tat mir fast leid. Es hatte keinen Sinn, so zu tun, als ließe sich aus den Trümmern unserer Beziehung noch etwas retten. Die Vergangenheit war schmerzhaft und gleichzeitig unwiederbringlich vorbei. Ich kam schwankend auf die Beine.

»Hey, du wirkst wirklich nicht stabil.«

»Alles okay.«

»Ich wünschte, ich könnte dich ins Haus bitten, aber ...«
Sie hielt entschuldigend die Hand hoch.

Ich setzte die Maske wieder auf und zuckte kurz zusammen, als die Gummibänder über meine wunden Schläfen scheuerten. »Ich fahr dann mal lieber.«

»Bist du sicher?«

»Ja, glaub schon, du nicht?«

Sie antwortete nicht.

»War schön, dich zu sehen, Alice.« Ich ging los, einen Fuß vor den anderen. Links, rechts. Mir wurde schwindelig. Als ich kurz vor dem Auto wieder stolperte, kam sie hinter mir hergelaufen.

»Das ist doch verrückt. Du musst zum Arzt.«

»Mir geht's gut«, beteuerte ich hustend und zog die Maske übers Kinn.

»Ich sollte einen Krankenwagen rufen.«

»Bitte nicht.«

»Warum nicht?«

»Darum.«

Es dauerte eine Weile, bis sie begriff. In ihrer Welt waren die Menschen krankenversichert.

»Fahren kannst du so jedenfalls nicht.«

Unsere Blicke wanderten gleichzeitig zum offenen Kofferraum. Neben den Tüten mit den nicht ausgelieferten Einkäufen stand ein Karton mit Klamotten, aus dem eine zusammengerollte Isomatte ragte. Ich konnte mit ansehen, wie ihr klar wurde, dass ich in meinem Wagen lebte. In mir tat sich ein Abgrund auf.

»Jay ...«

»Lass gut sein. Du musst dir keine Sorgen machen.«

»Was ist passiert?«

»Nichts ist passiert. Ich lebe so, wie es mir gefällt.«

»Ich hab nie gesagt ... hör zu, ich wusste, dass du verschwunden bist, dass du aus England weggegangen bist, aber danach hab ich nichts mehr von dir gehört.«

»Das ist alles so lange her. Gib mir kurz einen Moment, dann bin ich weg.«

»Jay.«

»Nur ganz kurz.«

Ich lehnte mich gegen den Wagen. Sie stand mit ver-
schränkten Armen da und wippte vor und zurück.

»Hör zu, Jay, ich erlaube mir kein Urteil, und ich will
mich auch wirklich nicht in deine Angelegenheiten einmi-
schen, aber du machst keinen guten Eindruck. Du bist
krank.«

»Ich war krank. Jetzt nicht mehr.«

»Du bist gerade ohnmächtig geworden.«

Aus meiner Kehle drang ein leises Geräusch, der Ver-
such eines Lachens. »Ich muss zugeben, ich würde mich
gern hinlegen.«

»Ich kann dich nicht mit ins Haus nehmen. Das ... ich
meine, es geht einfach nicht. Einer der beiden anderen
Gäste, Marshal ... er ist Robs Galerist. Es ist so schon
nicht leicht für ihn. Er ist so was wie ein Hypochonder.«

»Verstehe. Mach dir meinerwegen keine Umstände.«

»Ach, das ist doch bescheuert. Versprichst du mir, dass
du nicht ansteckend bist?«

»Ich hatte es vor zwei Monaten. Jetzt hab ich Antikör-
per. Es sind nur ... na ja, die Nachwirkungen.«

Sie überlegte kurz. »Steig ein. Ich fahre.«

»Danke, aber ich will nicht ins Krankenhaus. Ich muss
mich nur etwas hinlegen.«

»Das meinte ich nicht. Ich weiß, wo du bleiben kannst.
Jedenfalls für heute Nacht. Auf der anderen Seite vom
See.«

Ich wollte ihr erklären, dass ich die restlichen Bestellungen
ausliefern musste – da ich sonst mit ziemlicher Sicher-

heit meinen Job los war –, aber mir fehlte die Kraft. Als ich mich auf den Beifahrersitz setzte, schämte ich mich erneut für meinen strengen Geruch.

Alice startete den Motor und ließ die Fenster runter. »Sorry. Kannst du die Maske wieder aufsetzen?«

»Klar.«

Ich zog die Maske über und atmete den Gestank ein. Ich trug sie seit Tagen, sie war locker und durchgeweicht. Ich drückte mir den kleinen Metallstreifen auf die Nase, damit sie fester saß.